

## ERSTES KAPITEL

In einem knappen halben Jahr sollte der neue amerikanische Präsident gewählt werden, und die Stimmung, die auf der Tagung in New York herrschte, brachte am besten die Tatsache zum Ausdruck, dass von einheimischen Teilnehmern immer wieder der Satz zu hören war, wenn das Schlimmste einträte, würden sie nach Kanada auswandern. Ich hatte ein Sabbatical und fuhr überhaupt nur hin, weil unter den Organisatoren auch mein Freund Tim Markowich aus Montreal war und er mich gedrängt hatte, einen der Vorträge zu halten, verbunden mit der Einladung, danach noch für ein paar Tage zu ihm an den St.-Lorenz-Strom zu kommen. Also bereitete ich meinen Dauerbrenner über Tropengletscher mit neuen Daten auf und reichte ein Exzerpt ein. Ich hatte nicht nur auf dem Mount Kenya und dem Kilimandscharo, sondern auch in der Cordillera Blanca in Peru und, solange es dort noch einen Gletscher gab, auf dem Chacaltaya in Bolivien im Eis gearbeitet und konnte meine eigenen Messwerte und Beobachtungen aus vielen Jahren heranziehen. Zwar hatte ich mir vorgenommen, mich wenigstens ein paar Monate gar nicht mit dem Thema zu beschäftigen, wozu auch gehörte, möglichst keine Kollegen zu treffen, aber Tim eine Bitte abzuschlagen fiel mir schwer. Obwohl das sonst nicht seine Art war, hatte er zum ersten Mal an mein Gewissen appelliert und mit einem für seine Nüchternheit erstaunlichen Pathos gesagt, wir dürften keine Gelegenheit auslassen, der Welt vor Augen zu führen, dass das ewige

Eis keineswegs ewig sei, und die Ursachen zu benennen. Es gibt immer noch die Unverbesserlichen und Ewiggestrigen, die alles leugnen, aber seit jeder Politiker mit auch nur einem Funken Verstand kaum umhinkommt, Klimawandel und Erderwärmung in seine Litaneien einzubauen, ist unsere Expertise mächtig aufgewertet, weil wir als Wächter der gefrorenen Riesen angesehen werden, die vom Aussterben bedroht sind. Die Aufmerksamkeit hat der Profession nicht immer gutgetan, und auch bei diesem Treffen fehlte es nicht an Warnern, die mit Zahlen jonglierten, als ob die Welt noch in unserem Jahrhundert unterginge, und ihren Befund mit Schreckensbildern illustrierten, ganze Länder verschwunden, halbe Kontinente unter Wasser, die Menschen zusammengedrängt auf ein paar herausragenden Gebirgszügen, Überlebende einer biblischen Katastrophe. Wir wurden immer nach Grenzwerten gefragt, so und so viele Grad wärmer bedeuteten so und so viele Zentimeter Anstieg der Ozeane, natürlich eine Vereinfachung, aber sobald die Journalisten dazukamen, malte sich aus schierer Angstlust einer aus, was passierte, wenn das Eis an den Polen ganz abschmelzen würde, und welche Gebäude etwa in Manhattan dann überhaupt noch ab dem wievielten Stockwerk aus der grenzenlos sich ausbreitenden Wasserwüste ragten. Dabei war das mit den Zahlen so eine Sache, und Tim hatte sich einmal in Schwierigkeiten gebracht, als er sagte, dass man über die wirklich wichtigen Parameter, von denen alles abhing, viel zu wenig sprach. Er hatte auf die Frage eines Interviewers, was er global für die zwei wichtigsten Maßnahmen

im Umweltschutz halte, durchaus ernst, wenn auch flapsig geantwortet, die Erdbevölkerung drastisch verringern und bei dem dann übrigbleibenden Haufen den durchschnittlichen Intelligenzquotienten ebenso drastisch erhöhen, und war ins Visier von Studenten seiner Universität geraten, die ihm Zynismus vorwarfen, mit Transparenten vor seinem Institut aufmarschierten und eine öffentliche Entschuldigung verlangten.

Ich hatte Tim Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts bei dem großen Forschungsprojekt auf dem Juneau-Eisfeld in Alaska kennengelernt. Wir waren beide junge Wissenschaftler gewesen, beide bei unserem ersten internationalen Feldeinsatz, und die gemeinsam auf dem Eis verbrachten Sommerwochen, Hitze und Kälte schweißten und gefroren uns bleibend zusammen. Man muss nicht soweit gehen zu sagen, dass diese Art Arbeit einen bestimmten Menschenschlag anzieht, aber in der Isolation der Wildnis, in der Gleichförmigkeit der Tage ohne die Annehmlichkeiten oder auch nur Ablenkungen einer Stadt wird jeder zum Charakter. Für Tim, der manchmal Wochen allein in den Bergen verbrachte, aber unter Leuten dann nichts davon ausstrahlte und sich bis zur Selbstverleugnung umgänglich gab, galt das doppelt. Hinter ihm auf Skiern auf den fernen Horizont zuzulaufen, der gerade durch ein paar aus der schier endlosen weißen Fläche ragende weiße Spitzen markiert war, ließ einen ahnen, dass es ihn über den letzten sichtbaren Punkt hinauszog und nur die Vorgaben der Arbeit ihn daran hinderten, weiter und weiter zu gehen. Nicht

nur, dass er den Mount McKinley bestiegen und andere alpinistische Hochleistungen vorzuweisen hatte, für die er genausoviel Respekt wie Unverständnis erntete, er war bei unserer Expedition am Morgen gewöhnlich auch der erste, der die Hütte verließ, hatte schon die Messinstrumente überprüft, Feuer gemacht und Teewasser gekocht, wenn die anderen aufstanden, und kehrte am Abend als letzter zurück, brütete dann noch im schwindenden Licht über seinen am Tag gemachten Aufzeichnungen. Danach rasierte er sich immer, während die meisten ihre Bärte sprießen ließen, und zog gern einen absurd weißen Anorak mit einem riesigen roten Ahornblatt auf der Brust und der Aufschrift CANADA auf dem Rücken an, als wollte er damit eine letzte Zugehörigkeit demonstrieren.

Aufgewachsen in einem kleinen Dorf in der Nähe von Calgary, hatte er kaum meinen Namen gehört, als er mich nach meinem Bruder fragte, der erst wenige Jahre vor unserem Kennenlernen bei den Olympischen Spielen dort auf dem Weg zur sicheren Goldmedaille im Slalom keine fünf Sekunden vor dem Ziel einen Fehler beging, der ihn den Sieg kosten sollte. Als Jugendlicher hatte Tim selbst Skirennen bestritten und war in den Provinzen Alberta und British Columbia einer der besten Abfahrer gewesen. Man hatte ihm angesichts seines Mutes und der Rücksichtslosigkeit, mit der er sich die Hänge hinunterstürzte, früh prophezeit, er werde sich entweder das Genick brechen oder Karriere auf den Weltcup-Pisten in Europa machen, bis es dann ganz anders kam. Er fuhr eine sechzehnjährige Schülerin über den Haufen,

wie er es selbst formulierte, und es war einzig und allein seine Schuld. Ohne sich zu vergewissern, ob jemand dahinterstand, war Tim in voller Schussfahrt über eine unübersichtliche Stelle gesetzt und hatte das Mädchen im Sprung mit der messerscharf gefeilten Kante seines Skis am Hals erwischt. Als er sich noch im Abschwingen umwandte und mit zusammengekniffenen Augen den Hang hinaufblickte, war im Schnee schon ein Fleck hellroten Bluts zu sehen, der sich mit seinem eigenen Pulsschlag auszubreiten schien.

Ich war einer der wenigen, denen er die Unglücksgeschichte selbst anvertraut hatte, während die anderen sie nur vom Hörensagen kannten. Wir waren mitten auf dem Eisfeld von einem Schlechtwettereinbruch überrascht worden, und weil die nächste Hütte zu weit entfernt lag und wir Angst hatten, uns im einsetzenden Nebel zu verirren, entschieden wir uns, den Sturm im Biwak auszusitzen. Die nächsten paar Stunden verbrachten wir dann, schnell eingeschneit von einem feinen Augustschnee, unter dem im Wind flappenden Nylon auf allerengstem Raum im Gespräch.

Vielleicht machte uns endgültig zu Freunden, dass Tim mir an diesem langen Nachmittag, an dem immer neue Böen an unserem kleinen Zelt rissen, während rundum noch die letzten Markierungen in einem gleichförmigen Weiß aufgingen, seine Kindheit erzählte, als wäre es meine. Den ersten Schnee jedes Jahr, die erste Schlittenfahrt, das erste Mal auf Skiern hatte ich in den Alpen in Tirol nicht anders erlebt als er in den kanadischen Rocky Mountains. Das war dann

unausgesprochen immer unser Anknüpfungspunkt, wenn wir uns lange nicht gesehen hatten, und selbst an einem Ort wie New York blieben wir zwei Jungen, die man zum Spielen hinaus in die Kälte geschickt hatte und die dort sich selbst überlassen waren und zusehen mussten, wie sie zurechtkamen.

Wir hatten uns am Abend vor Beginn der Tagung in der Nähe des Hotels auf ein paar Bier verabredet, waren da aber kaum zum Sprechen gekommen. In dem Diner lief ein Fernseher, und es dauerte nicht lange, bis es um die Wahlen ging und der sich um Kopf und Kragen redende Kandidat auf dem Bildschirm erschien, das fleischige, wie nach einem Boxkampf gerade erst wieder verheilte Gesicht mit dem in alle Richtungen übereinandergekämmten, blondierten Haaren und den Bewegungen seiner rechten Hand, aufgestellter Daumen, zurückgenommener Zeigefinger, dann Daumen und Mittelfinger bei erhobenem Zeigefinger aneinandergelegt und am Ende alle Finger gestreckt in einer nur vermeintlich beschwichtigenden Geste. Der Ton war leise gedreht, und Tim machte sich einen Spaß daraus, das Unhörbare mit seiner Stimme zu synchronisieren und aus dem Stegreif eine Rede zu improvisieren. Er sagte, die Mär von der Erderwärmung sei nur etwas für Schwächlinge, in Wirklichkeit stehe der Welt eine neue Eiszeit bevor, und eher als dass New York im Schmelzwasser untergehe, könnten die nächsten Generationen beobachten, wie sich die Gletscher in Grönland und Alaska wieder über ganz Kanada ausbreiteten und sich das Eis am Ende das Hudson-Tal herunterschöbe auf die

Außenbezirke der Metropole und auf Manhattan zu. Dabei merkte er nicht, dass er immer lauter wurde und die Leute an den Nachbartischen aufhorchten, bis ein Kellner herantrat und dem Flüstern nahe, aber unmissverständlich auf ihn einsprach.

"Die anderen Gäste fühlen sich gestört, Sir", sagte er mit einer ausgestellten Vornehmheit, die nicht zum ganz und gar schlichten Ambiente des Lokals passen wollte. "Ich muss Sie auffordern, leise zu sein."

Tim entschuldigte sich, wobei er das "Sir" aufgriff und allein damit einen spöttischen Ton anschlug, den er dann nicht mehr loswurde. Er fügte vielleicht ein bisschen zu übermütig hinzu, er empfinde es als Ehre, überhaupt hier sein zu dürfen, schließlich sei es mit allem Respekt ein großes Land. Dabei machte er ein betrübtetes Gesicht, und während er sich schon wieder mir zuwandte, weil er dachte, dass alles gesagt sei, wollte der Kellner wissen, wie er das meine.

"So, wie ich es sage", sagte Tim. "Das Land der Freien."

Der Kellner sah sich jetzt nach einem Kollegen um.

"Sir?" sagte er. "Was wollen Sie damit sagen?"

"Nichts weiter", sagte Tim, vermochte aber ein Lachen nicht mehr zu unterdrücken und kehrte seinen kanadischen Akzent so deutlich hervor, wie er nur konnte. "Es ist ein wunderbares Land."

"Ich verstehe Sie nicht, Sir."

"Das Land der Tapfersten, die Heimat der Edelsten. Haben Sie noch nie davon gehört? Amerika, die Schöne, Gottes eigenes Land."

Der Kellner fragte, ob er die Rechnung bringen sollte, und wir standen bereits draußen auf der Straße, als Tim sich immer noch über seine Empörung mokierte. Er verspernte den schmalen Gehsteig, aber die Passanten, die seinem Gestikulieren auswichen und um ihn herumgehen mussten, beachtetten ihn nicht einmal, und als am Tag darauf zuerst ein Kollege aus Minneapolis und dann einer aus Seattle fast gleichlautend zu ihm sagten, sie würden nach Kanada auswandern, wenn das Schlimmste einträte, sah er sie mit einem ebenso mitleidigen wie herablassenden Nicken an. Für ihn war Auswandern etwas anderes als ihre am Ende wahrscheinlich folgenlosen Träumereien. Denn sein Vater war bald nach dem Krieg Anfang der fünfziger Jahre aus Jugoslawien weniger ausgewandert als geflohen und bei seinen Versuchen sieben Mal an der Grenze erwischt und sieben Mal ins Gefängnis geworfen worden, bevor er es beim achten Mal schließlich nach Italien und dann weiter nach Kanada schaffte, wo er eine regelrechte Aufsteigerkarriere zuwege brachte, vom Bergarbeiter und Lastwagenfahrer zum Besitzer mehrerer Autohäuser.

Tim war seit dem letzten Mal grauer geworden, sein Gesicht markanter, die große Nase vorspringend wie je, Augenhöhlen und Schläfen tief in den Schädel gesunken. Mit seinem dunkelblauen Anzug schien er noch weniger der Vorstellung zu entsprechen, die man sich von ihm machte, wenn man von seinen Expeditionen hörte oder gar den



Eskapaden seiner Jugend, die mit dem Unglück endeten. Dafür bekam man eine Ahnung, was die Journalistin gemeint haben könnte, die in einem Porträt über ihn geschrieben hatte, er wirke wie ein Klaviervirtuose, der sich in das falsche Metier verirrt habe. Er hielt seinen Vortrag über das Phänomen der Galoppierenden Gletscher, die selbst in Zeiten des allgemeinen Rückgangs durch periodische Vorstöße von manchmal mehreren Metern am Tag auffielen, und zuletzt wirkte er müde. Die drei Tage in Gesellschaft hatten ihm so zugesetzt, dass er sich beim Abschiedsessen entschuldigte, er habe Kopfschmerzen, und als wir uns später am selben Abend noch in einer Bar trafen, war er in düsterer Stimmung. Bei meinem Eintreten saß er aufrecht in seinem Ledersessel, blickte in der Spiegelwand gegenüber durch das eigene Bild hindurch und sagte, er hätte es nicht ertragen, sich von noch einem anhören zu müssen, wenn das Schlimmste einträte, würde er nach Kanada gehen. Er selbst hatte nach einem halben Arbeitsleben in Montreal gerade einen Ruf nach St. John's in Neufundland erhalten und sollte dort im kommenden Jahr seinen neuen Lehrstuhl einnehmen, und als er mich fragte, was mit mir sei, und ich ihn zuerst nicht verstand, sah er mich über sein Glas hinweg an und erkundigte sich, ob ich nicht mitkommen wolle und warum *ich* mir eigentlich nicht überlegte auszuwandern.

Tatsächlich hatten wir in den Jahren, die wir uns kannten, immer wieder einmal über die Möglichkeit gesprochen, am Anfang mit einigem Nachdruck, später als eine Art Running Gag zwischen uns, Kanada als

Fluchtpunkt, aber jetzt konnte es kaum ernst gemeint sein. Offenbar hatte der Alkohol Tims Urteilsvermögen so weit beeinträchtigt, dass er nicht wusste, was er sagte. Mit einem Lachen allein ließ er sich dennoch nicht abspeisen, und ich erinnerte ihn daran, wie alt ich war und dass ich in Hamburg ein Leben hatte, eine Frau und ein Kind, um von den bürokratischen Hindernissen gar nicht zu reden, die sich sicher auftun würden.

"Wie stellst du dir das vor, Tim?" sagte ich. "Ich komme nach Hause zurück und sage zu Natascha, wir holen Fanny aus der Schule, packen alles zusammen und gehen nach Kanada?"

Es war auffallend, dass er sich bis dahin nicht nach ihr erkundigt hatte. Seit er uns vor ein paar Jahren in Hamburg besuchen gekommen war, gebärdete er sich vielleicht ein bisschen allzulaut als Nataschas stiller Verehrer. Zu ihren Geburtstagen schickte er ein Kärtchen und kam unweigerlich darauf zurück, was für schöne Tage er mit uns in unserem Sommerhaus am See verbracht habe. Dabei waren er und ich die meiste Zeit nur im Garten gesessen, und Natascha hatte hinter den offenen Fenstern geschrieben, unser Gespräch als anhaltendes Begleitgeräusch. Er mochte, dass sie Schriftstellerin war, gab sich ihr gegenüber ungehobelter und unbelesener, als er in Wirklichkeit sein konnte, und nahm mich ungefragt auf in diesen Club der etwas Tumben, für die es eine Ehre war, überhaupt in Nataschas Nähe sein zu dürfen. So ironisch er das behandelte, im Grunde meinte er es ernst, und wenn ich nicht gewusst hätte, dass es keine

weltfremderen Minnesänger gab als die verqueren Zottelbären, die es nach ihren Alleingängen im Eis nie mehr ganz schafften, in die Zivilisation zurückzukehren, hätte ich es ihm übelnehmen müssen. Wenn er am Abend von Natascha wissen wollte, was sie zustande gebracht habe, sagte sie glücklich, nichts Brauchbares, und ich stand daneben, öffnete eine Flasche Wein und wünschte mir, an seiner Stelle zu sein. Teil seiner Komplimente war immer auch, dass er dagegen protestierte, dass sie eine Zwillingschwester hatte, ja, er bestand darauf, es sei unmöglich, jedenfalls in dieser Welt, eine Kopie von ihr käme einem Gottesbeweis gleich. Er hatte Katja nie gesehen, aber ihre Existenz so lange geleugnet, dass er sich schuldig fühlte, als er von ihrem Tod erfuhr, und Natascha einen untröstlichen Brief schrieb. Daran dachte ich jetzt, was für ein Träumer er war und was für ein Realist in seinen Träumen, während er mich regelrecht bearbeitete.

"Es hat eine Zeit gegeben, in der allein die Erwähnung von St. John's gereicht hätte, und du wärest nicht mehr zu halten gewesen", sagte er, als ich schon hoffte, dass er endlich aufhören würde. "Vor den Orten, nach denen du dich gesehnt hast, waren es immer die Namen der Orte, Richard. Bei mir ist es Dalmatien gewesen. Ich habe lange gedacht, ich könnte dort ein Leben haben, nicht weil mein Vater von da stammt, sondern wegen des Klangs."

"Aber ich bin nicht mehr jung."

"Davon rede ich ja."

"Mir fehlt die Zeit für solche Träume."

"Willst du wirklich in Hamburg alt werden?"

"Als ob ich in Kanada davon verschont bleiben würde."

"Willst du unter Deutschen sterben, Richard?"

Er sah mich jetzt mit einem zweifelnden Blick an.

"Allein schon das Wort. Du musst nur einmal laut Deutschland sagen und weißt Bescheid. Kann man danach Sehnsucht haben?"

Eine ähnliche Diskussion, nicht weniger irrlichternd, hatten wir schon einmal gehabt, als ich von Innsbruck nach Hamburg gegangen war. Bloß hatte er mich damals gefragt, ob ich wirklich unter Deutschen leben wolle, und da war es noch ein Automatismus gewesen, die Deutschen als diejenigen, gegen die man ebenso selbstverständlich war, wie man ungestraft gegen sie sein konnte, die Deutschen als die wie nach einem alttestamentarischen Fluch für immer Ausgestoßenen, die nur alles falsch machen konnten, selbst wenn sie sich noch so sehr bemühten, alles richtig zu machen. Dass er sich jetzt wieder diesem Affekt hingab, wunderte mich um so mehr, als er auch mich darauf zu verpflichten versuchte und dabei ganz vergaß, dass es mit den Österreichern kaum einfacher war.

"Weißt du noch, was du mir auf dem Juneau-Eisfeld über dein Aufwachsen in Tirol erzählt hast, Richard?"

"Aber Tim", sagte ich. "Was hat das damit zu tun?"

"Du hast gesagt, dass dich der Umgang mit den Gästen im Hotel deiner Eltern alles gelehrt hat, was du über das Leben wissen musst. Erinnerst du dich? Zu achtzig oder neunzig Prozent Deutsche, und sie

haben sich in dem winzigen Dorf in den Bergen aufgeführt wie die Kolonialherren und dich wie einen Halbwilden behandelt."

"Habe ich das wirklich gesagt?"

"Und ob", sagte er. "Armselige Kleinkrämer, die gedacht haben, sie könnten mit ihrem lächerlichen Geld alles und jeden kaufen und dabei auch noch sich selbst übers Ohr hauen und an Leben teilhaben, von denen sie nicht die geringste Ahnung hatten."

Es mochte ja sein, dass ich mich damals zu solchen Sprüchen hatte hinreißen lassen, aber von ihm jetzt darauf festgelegt zu werden war etwas anderes, und ich wehrte mich.

"Ich würde heute nicht mehr so reden."

"Wie denn?" wollte er lachend wissen, als hätte ich mir nur einen Scherz erlaubt. "Glaubst du im Ernst, es ist etwas anders geworden?"

Ich kam gar nicht soweit zu sagen, dass immerhin Jahre vergangen seien, weil er keine Antwort erwartete und sofort ungeduldig nachfasste.

"Du willst die Herrschaften doch nicht etwa verteidigen?"

Er hatte über halb Deutschland verstreut Onkel. Einer lebte in Berlin, einer in Stuttgart, einer in München, und unausgesprochen warf er ihnen vor, dass sie alle zu kurz gesprungen und nicht weit genug weggegangen waren, als auch sie sich aus Jugoslawien davongemacht hatten. Allein sein Vater, der Älteste, hatte es über den Atlantik geschafft, weil es zu der Zeit für ihn keine legale Ausreisemöglichkeit gegeben hatte und er wirklich geflohen war,

ausgewandert nach Kanada, in das Land seiner Träume, und nicht bloß später als Gastarbeiter über die Grenze gegangen, Sommer für Sommer hin- und hergependelt und dann irgendwann halbherzig in ewig ungeliebten Umständen bei den Deutschen geblieben wie die anderen. Er hatte einen Schnitt mit der Vergangenheit gemacht, und in seinem Namen hielt Tim jetzt Gericht.

"Soll ich dir den Unterschied erklären?" sagte er. "Mein Vater war in Kanada ein freier Mann, während meine Onkel in Deutschland nach dreißig Jahren immer noch geglaubt haben, sie müssten dankbar sein, dass sie für die feinen Herren die Drecksarbeit verrichten dürfen."

Ich hatte ihm nicht erzählt, dass wir unser Sommerhaus knapp eine Stunde außerhalb von Hamburg erst drei Monate davor an eine Familie aus Damaskus vermietet hatten, aber alles, was er von einem bestimmten Punkt an sagte, bezog ich darauf. Die Nachricht war durch die Medien gegangen, allein schon wegen Natascha, die als Schriftstellerin natürlich Aufmerksamkeit auf sich zog, als wir uns dazu entschlossen. Man konnte Meldungen im Internet und einen Bericht, den es im Fernsehen gegeben hatte, sogar auf Youtube finden, und Tim brauchte vor der Tagung nur ihren Namen gegoogelt zu haben, um darauf gestoßen zu sein. Was er davon halten musste, war mir klar, als er sich kopfschüttelnd über die Leute ausließ, die im vergangenen Herbst auf den Bahnsteigen gestanden waren und die in ganzen Zugladungen ankommenden Flüchtlinge mit Applaus begrüßt hatten. Ich

fragte ihn nicht, aber je mehr ich mir vorstellte, dass er von unseren Mietern wusste, um so unheimlicher wurde mir sein Vorschlag, wir könnten nach Kanada gehen. Über viele Dinge hatte ich mich nie mit ihm unterhalten, doch wenn stimmte, was ich vermutete, und wenn ich ihn ernst nahm, steckte hinter seinem Insistieren womöglich, dass er dachte, uns vor uns selbst retten zu müssen, und mir fiel nichts anderes ein, als ihm ein ums andere Mal trotzig zu beteuern, es stehe alles gut für uns in Hamburg und ich wüsste nicht, warum wir von dort wegsollten, was wie eine Beschwörung klang, an die ich selbst nicht recht glaubte.

Ich war froh, dass wir das Gespräch nicht weiterführen mussten, als andere Tagungsteilnehmer zu uns stießen, und nutzte die Gelegenheit, mich zu verabschieden. Zurück im Hotel, konnte ich lange nicht schlafen, und weil es zu früh war, zu Hause anzurufen und Natascha und Fanny noch nicht wach sein würden, spielte ich an meinem Computer herum und hatte kaum die neuseten Nachrichten gelesen, als ich mich dabei ertappte, wie ich nach St. John's suchte. Angeblich war es die die älteste Stadt in Nordamerika, und die Bilder von bunten, nordisch wirkenden Häusern an einem Fjord und den beiden dominierenden Türmen der Basilika auf einem Hügel leuchteten in die Dunkelheit meines Zimmers. Ich fand die mittleren Januar- und Juli-Temperaturen heraus und überprüfte, wie lange man von Montreal mit Auto und Fähre dorthin brauchte und wie lange mit dem Flugzeug. Es war die Stelle von Neufundland, die am weitesten in den Nordatlantik

hineinragte, und obwohl die geographische Breite bis auf ein paar Hundertstelgrad mit der von Innsbruck übereinstimmte und man von Hamburg aus schneller hinkam als nach New York, mussten im Frühling Eisberge von den kalbenden Gletschern in Grönland vorbeiziehen, bis sie weiter im Süden zerbrachen und schmolzen und sich, lange bevor sie wirklich warme Gefilde erreichten, im Meerwasser auflösten.



## DAS ZWEITE DREIZEHNTE KAPITEL

### *Ein anderes Ende*

Als ich in Montreal ankam und im Bahnhof die Rolltreppe zur Haupthalle hinauflief, sah ich als erstes die Anzeigetafel, auf der sich gerade die Buchstaben zurecktklapperten und dann ein paar Augenblicke nur das Wort HALIFAX stand, als wäre das meine Bestimmung. Ich hatte eine Woche am Hudson verbracht, und der Taxifahrer, der mich zu meiner Pension führte und nur von den anstehenden Wahlen sprach, hatte gesagt, er werde sich anschauen, wer von den Besserwissern, die angekündigt hätten, nach Kanada auswandern zu wollen, wenn das Schlimmste zum Schlimmen käme, sein Wort wirklich wahr machen würde, auch wenn er jetzt schon wisse, dass es nur leeres Gerede sei und sich sicher wieder einmal keiner von den Herrschaften an seine großen Sprüche erinnerte. Er brauchte nur auf die Schilder in den Vorgärten zu deuten, die umringt von verwunschenen Halloween-Figuren für den Kandidaten und seinen Stellvertreter warben, und hatte über den Ausgang keinen Zweifel. Er war der gleiche, der uns im Frühsommer zum Haus des Industriellen gebracht hatte, und wenn er auf dem Heck eines vorausfahrenden Wagens den entsprechenden Aufkleber entdeckte, hupte er und hielt dem Fahrer den gestreckten Daumen in den Rückspiegel. Meine Zimmerwirtin sagte, sie stamme von einer davongelaufenen Shaker-Familie ab, ihre Vorfahren hätten in dem nur wenige Meilen entfernten New Lebanon gelebt und bis zu ihrer Flucht

aus der Gemeinde an Mother Ann geglaubt, die sie als weibliche Inkarnation Christi verehrten, was aber etwas ganz und gar anderes sei als eine Frau als Präsidentin von Gottes eigenem Land. Überall in ihrem Haus hingen Porträts von geisterhaften Gestalten mit ausgemergelten Hungerleidergesichtern, und das Gespenst, das auf der Veranda in einem Schaukelstuhl saß und das Sternenbanner in der Hand hielt, wirkte, als hätte sie sich Mühe gegeben, für alle Zukunft einen Prototypen dieser strengen Ahnengalerie in die Welt und in sein Recht zu setzen.

Meine Tage hatte ich wieder damit verbracht, in der Gegend umherzustreifen, und auf einem meiner Ausflüge hatte ich eine Frau kennengelernt, die mich zu sich nach Hause eingeladen hatte und die mir seither nicht mehr aus dem Kopf ging. Ich war durch den Wald gewandert und fand sie an einem Bach sitzend in ihrem spitzengesäumten Kleidchen, das eher wie ein Nachthemd wirkte, viel zu leicht angezogen für die Jahreszeit, ihre Hände ins Wasser getaucht, und fragte sie, ob alles in Ordnung sei. Sie war in meinem Alter, vielleicht ein paar Jahre älter, und aus einer Laune heraus und um mich interessanter zu machen, behauptete ich, Schriftsteller zu sein, und nannte den Namen des österreichischen Autors, von dem Natascha ebensooft gesagt hatte, ich würde ihm auf unheimliche Weise ähnlich sehen, wie ich es umgehend bestritt, jedesmal unter Hinzufügung der Bitte, mich, wenn schon, auf originellere Weise zu beleidigen. Bei der Frau immerhin schien es seine Wirkung zu tun, und

als sie am nächsten Morgen zu unserer Verabredung kam, konnte sie ein halbes Dutzend Titel aufzählen, die sie im Internet gefunden hatte, und wollte wissen, ob ich die Bücher wirklich alle selbst geschrieben hätte und ob sie wahr seien oder nur erfunden.

Es war ein ungewöhnlicher Zeitpunkt für ein Rendezvous, neun Uhr am Morgen, und er wurde noch ungewöhnlicher dadurch, dass sie ein Abendkleid trug, ärmellos und schulterfrei, als sie mit ihrem Auto am Gehsteigrand hielt und mich einsteigen ließ. Sie hatte dick Rouge und Lidschatten aufgetragen, und ihre Haut war sonnen- oder solariumverbrannt. Das weiße Haus, in dem sie wohnte, lag zwischen Bahngleisen und Friedhof, nur ein paar hundert Meter entfernt, und als ich sie fragte, ob sie keine Angst habe, einen Fremden zu sich zu bitten, von dem sie nichts wisse, sagte sie, sie wisse genug, ich sei kein Fremder für sie, sie habe im Traum gesehen, dass ich kommen würde.

Sie führte mich in die Küche, bot mir dort keinen Platz an und meinte, für Alkohol sei der Vormittag wohl nicht die richtige Tageszeit, während sie an der Spüle stand. Ich hätte widersprechen müssen, aber ich stimmte ihr zu, und als sie Tee machte, vergaß sie, meine Tasse zu füllen. Sie zeigte mir das Haus, das in einem beklemmenden Zustand war, abblätternde Farbe, eine Couchlandschaft voller Brandlöcher im Wohnzimmer, auf der Zeitungen und Bücher verstreut lagen, die beiden Schlafzimmer im oberen Stockwerk kalt und leer bis auf jeweils einen Futon auf dem rohen Bretterboden, und auf

der Holztreppe zum Garten hinunter standen mehrere prall gefüllte, stinkende Müllsäcke. Ihr Telefon klingelte, und sie ging dran, und als sie das Gespräch unterbrochen hatte, erklärte sie, das seien ihre jungen Kolleginnen aus dem Café gewesen, in dem sie aushilfsweise arbeite, und sie wollten wissen, wie unser Treffen laufe und ob ihr nichts geschehen sei.

"Was soll mir schon geschehen?" sagte sie. "Ich habe dich auf ein Glas Wein eingeladen. Die jungen Leute verstehen das nicht. Sie denken immer nur an das eine. Was glaubst du, was in ihren Köpfen vorgeht?"

"Ich weiß nicht."

"Die jungen Leute denken immer nur an Sex."

Sie stand mir jetzt wieder in der Küche gegenüber. Über ihr rechtes Schlüsselbein zog sich eine Narbe wie von den Krallen eines riesigen Vogels. Das Abendkleid hatte auf der Seite einen langen Schlitz, aus dem ein unbestrumpftes Bein hervorstach, wenn sie sich bewegte.

"Für ein Glas Wein ist es wohl ein bisschen zu früh", fing sie noch einmal an, ihre Finger mit dem abblätternden Nagellack um die Teetasse geklammert, und sah mich mit ihren schwarzumrandeten Augen an. "Du verdienst sicher einen Haufen Geld mit deinen Büchern. Bist du ein reicher Mann? Rück schon heraus."

"Na ja", sagte ich. "Ich lebe."

"Wahrscheinlich musst du süffiger schreiben", sagte sie. "Ich könnte dir Geschichten erzählen. Ich habe ein Leben gehabt, da würden dir die Ohren abfallen. Ich habe einen Mann gehabt, blablabla. Ich habe ein großes Haus in New York gehabt. Ich habe alles gehabt. Worüber schreibst du?"

"Über die Liebe."

"Ich habe noch zehn gute Jahre."

Sie stellte die Teetasse auf die Anrichte und fuhr sich mit beiden Händen ins Haar, das knapp über ihren Schultern endete, hob es, wie um sich im besten Licht zu präsentieren, und machte eine Art Tanzschritt, eine Art Hüftschwung, eine halbe und dann mitten in der Bewegung abgebrochene Drehung in den Raum.

"Ich möchte Marokko sehen. Ich möchte Argentinien sehen. Kannst du dir vorstellen zu sterben, ohne je in Griechenland gewesen zu sein? Ich war noch nie in Italien, *mais je parles un peu italiano*. Zehn gute Jahre, dann lasse ich mich gern in den Schaukelstuhl verbannen, und wenn der sich als verfickter Rollstuhl erweisen sollte, ist mir das auch recht."

Genau in diesem Augenblick kündigte sich draußen mit einem schrillen Heulen, das mehr wie ein langgezogener Schrei klang, ein Zug an, auf den sie mit erhobenem Zeigefinger reagierte, als wollte sie bedeuten, leise zu sein. Während direkt vor dem hochgeschobenen Fenster die Waggons einer nach dem anderen vorbeiratterten und unter den Erschütterungen das ganze Haus erzitterte, nahm sie eine Flasche

Weißwein aus dem Kühlschrank und schenkte zwei Gläser voll. Sie prostete mir zu und drehte sich mit geschlossenen Augen im Lärm, und als er verstummte, verlegte sie sich noch einmal auf ihr Monologisieren, zählte auf, was sie alles gehabt habe, nur dass sie jetzt auf jeden Satz ein Blablabla folgen ließ, das sich schaurig anhörte.

"Ich habe ein Leben gehabt, blablabla. Ich habe einen Mann und ein großes Haus in New York gehabt, blablabla. Ich habe alles gehabt, blablabla."

Sie trank ihr Glas in einem Zug leer und goss sich nach.

"Noch zehn verfickte Jahre", sagte sie. "Ich möchte noch einmal nach Paris. Stell dir die beleuchteten Boulevards in der Nacht vor. *Paris dans la nuit*. Ich möchte im Regen an den Seineufern spazieren. Ich möchte auf den Champs-Élysées Austern essen, bevor ich in den Rollstuhl kippe."

Als das Telefon von neuem klingelte, waren es wieder ihre Kolleginnen aus dem Café, und ich hörte, wie sie exaltiert flötete, es laufe alles prima, wir säßen bei einem Glas Wein und ich hätte sie noch nicht umgebracht.

"Du bringst mich doch nicht um", sagte sie, nachdem sie die Verbindung wieder unterbrochen hatte, und schien allen Ernstes auf eine Antwort zu warten. "Ich habe ihnen gesagt, du bist Schriftsteller, aber die jungen Leute können sich darunter nichts vorstellen."

"Natürlich nicht."

"Ein Schriftsteller bringt niemanden um."

"Nein."

"Für die jungen Leute muss es entweder auf Sex oder auf Mord hinauslaufen. Ich habe aber keine Angst. Mir bleiben noch zehn Jahre, in denen ich nicht vorhabe, tot zu sein, sondern am Leben."

Sie hielt sich beide Hände an die Schläfen.

"Noch zehn verfickte Jahre."

Ich hatte den Eindruck, dass sie meine Anwesenheit vergessen hatte und mich gar nicht mehr wahrnahm, und nutzte die Gelegenheit, mich davonzumachen, als sie sich wieder mit geschlossenen Augen im Kreis zu drehen begann, ihr Weinglas in der Hand und eine Melodie auf den Lippen, die ich nicht erkannte, die aber gut zu einem Kinderlied gepasst hätte. Beim Hineingehen hatte ich die Straßenschilder an der Ecke nicht beachtet, an der ihr Haus stand, aber beim Herauskommen fielen sie mir um so deutlicher auf, Cemetery Lane und Maiden Lane, als hätte sich jemand einen aufdringlichen Scherz erlaubt und jedenfalls ein guter Grund, verrückt zu werden. In den verbleibenden Tagen machte ich einen großen Bogen darum. Ich sah ihr Auto vor dem Café geparkt, in dem sie arbeitete, und an einem stürmischen Nachmittag, an dem der Wind die Blätter in Schüppeln von den Bäumen wehte und auf dem Boden gleich wieder aufwirbelte und hoch in die Luft trieb, sah ich sie aus der Tür taumeln und sich mit erhobenen Armen in den Kreisverkehr davor drehen. Ein Truck, der gerade ihn in

eingebogen war, kam mit quietschenden Bremsen und einer Hupe wie ein Schiffshorn direkt vor ihr zu stehen, und sie rief zu der zitternd über ihr thronenden Kabine hinauf, sie suche jemanden zum Tangotanz, und warf dem mit der Faust drohenden Fahrer eine Kusshand zu.

Bei meiner Weiterreise sah ich sie am Bahnhof. Ich erinnerte mich nicht, ihr das Datum gesagt zu haben, aber es gab nur täglich einen Zug nach Kanada, und als ich ihr erzählt hatte, dass ich dorthin wollte, hatte sie behauptet, sie sei am Ontariosee aufgewachsen, auf beiden Seiten der Grenze, und hätte gute Lust, mich zu begleiten. Der Gedanke, sie könnte jeden Tag an den Bahnsteig gekommen sein, erschreckte mich. Jedenfalls stand sie jetzt da in einem dunkelblauen Kostüm und mit einer Tasche, wie um selbst wegzufahren. Ich sprach sie an, aber sie tat so, als würde sie mich nicht kennen, blieb jedoch an ihrem Platz stehen, und erst als der Zug sich in Bewegung setzte und ich mich an das Fenster stellte, hob sie die Hand und lief ein paar Schritte neben dem Waggon her, bevor sie winkend zurückblieb.

Die ganze Fahrt über versuchte ich mir vorzustellen, was sie an dem Tag wohl noch machen würde. Sie war eindeutig wie für eine Reise angezogen gewesen, allerdings eher wie eine Figur in einem Film. Vielleicht hatte sie darauf gewartet, dass ich sie auffordern würde, mit mir einzusteigen und dann aus Angst so getan, als wäre ich ein Fremder für sie, Angst, dass ich sie nicht auffordern könnte, oder



Angst, dass ich sie auffordern könnte und sie dann nicht wüsste, was sie tun sollte. Es war so oder so kein wahrscheinliches Szenario und erinnerte mich dennoch an eine Situation vor drei Jahren, als ich nach einem Klassentreffen vor dem Haus des Mädchens landete, das in der ersten Klasse Gymnasium ein paar Monate lang meine Sitznachbarin gewesen war und das ich seither nicht mehr gesehen hatte, weil sie dann von der Schule abging und ich sie aus den Augen verlor.

Ich hatte mich nach ihr erkundigt, und weil das Haus, in dem sie wohnte, nur einen Spaziergang entfernt lag, machte ich mich am folgenden Morgen auf den Weg. Sie war mit einem Tischler verheiratet, und im Gehen hatte ich in meinem Kopf schnell einen Sargtischler aus ihm gemacht, aus dessen Gewalt ich sie befreien müsste, bevor er den entsprechenden Kasten für sie zu Ende gezimmert hätte, an dem er seit Jahren mit höchster Präzision arbeitete. Natürlich war ich damals verliebt in sie gewesen, und ebenso natürlich hatte ich kaum ein Wort mit ihr gesprochen, aber jetzt vor dem Haus zu stehen, in dem sie lebte, war eine sentimentale Narretei.

Immerhin blieb ich so rational, nicht zu klingeln, aber während ich in Gedanken versunken dastand, hielt plötzlich ein Auto vor der Garage, das ich nicht näher kommen gehört hatte, und eine Frau stieg aus, keine fünfundzwanzig. Sie war genau gleich strohblond und trug genau die gleiche Prinz-Eisenherz-Frisur, wie das Mädchen sie getragen hatte, das in der Schule neben mir gesessen war, war aber natürlich viel zu jung, als dass es sie hätte sein können. Die

Erklärung schien nur allzu naheliegend, aber während ich mich bemühte, sie nicht anzustarren, kam ein Kind aus dem Wagen gehüpft, noch nicht einmal im Schulalter, mit dem gleichen Blond, dem gleichen schulterlangen Haar, dem gleichen Pony, dem gleichen Lächeln. Es wurde sofort auf mich aufmerksam, und ich hatte kaum einen Finger auf die Lippen gelegt und begonnen, mich rückwärts zu entfernen, als es laut zu schreien anfang und auf mich zeigte, als würde von mir eine Bedrohung für Leib und Leben ausgehen.

Die Geschichte mit der Frau und ihren zehn verflochtenen Jahren erschien mir immer mehr wie ein Traum, je weiter der Zug sich nordwärts bewegte. Mein Waggon war fast leer, und ich wechselte von einer Seite auf die andere, je nachdem, was es draußen zu sehen gab, Wasser und Wald und wieder Wasser und Wald, immer gleich und doch immer anders, und je mehr sich davon entlang der Gleise in die Ferne erstreckte, um so beruhigender und um so beängstigender. Ich ging ins Bordbistro, kaufte mir zwei Fläschchen Wein und holte die Notizen meines Vortrags hervor, den zu halten Tim mich für den Tag nach meiner Ankunft gebeten hatte. Ich sollte in sein Seminar kommen und über meine Arbeit sprechen, aber ich sollte auch für ein allgemeiner interessiertes Publikum etwas über Gletscher erzählen, am besten anekdotisch, und er hatte sich den augenzwinkernden Scherz erlaubt, mich als direkten Nachkommen des weltberühmten Similaun-Mannes anzukündigen, der den gleichen Namen trug wie das Hotel meiner Eltern und dessen Mumie nach über fünftausend Jahren bestens erhalten auf

einem Gletscher ganz in der Nähe meines Heimatdorfes ausgeapert war. Tim hatte auch das Motto für den Vortrag vorgegeben, dass unsere Generation die erste Generation sei, die direkt die Auswirkungen von Erderwärmung und Klimawandel zu spüren bekomme und womöglich gleichzeitig auch schon die letzte, die noch wirklich etwas Entscheidendes tun könne, um die drohende Katastrophe aufzuhalten. Dagegen ließ sich mit launigen Geschichtchen nur schwer ankommen, und ich entschloss mich, alles, was ich dahingehend vorbereitet hatte, zu streichen und lieber bei den Fakten zu bleiben. Schließlich konnten die Leute in der Zeitung lesen, dass in der Antarktis Hunderte von Kilometern lange Risse durchs Eis gingen und riesige Flächen von der Größe halber Länder im Begriff waren wegzubrechen oder schon weggebrochen waren und in den Ozean hinaustrieben, Eisblöcke, in denen Trinkwasser in einer solchen Menge gespeichert war, dass eine Millionenstadt mehrere tausend Jahre ihren Bedarf davon decken könnte. Ich hatte mir exakte Zahlen notiert, aber schon bei anderen Vorträgen die Erfahrung gemacht, je größer und je schrecklicher sie waren, um so mehr Behagen lösten sie mit dem Grauen bei den Zuhörern auch aus, weil der einzelne, ein Körper von gerade einmal siebzig oder achtzig Kilogramm und oft genug geringem Verstand wenig tun konnte angesichts dieser in eine falsche Drift geratenen Massen und der Gedanke etwas Einschläferndes und dumm Tröstliches hatte, dass der Weltuntergang alle beträfe und im übrigen jeder denkende Mensch

längst wissen müsse, dass zwischen Arche Noah und Titanic kein Unterschied bestand.

In diesen Dingen gab es kaum ein größeres Pathos als das Pathos der Wahrheit, weshalb ich mich entschied, wenigstens den Anfang zu ändern und den Vortrag lieber mit dem Sohn beginnen zu lassen, der nach vielen Jahren seinen verschollenen Vater tot im Eis auffindet, nach einer Legende, die fast überall auf der Welt erzählt wird, wo es Gletscher gibt. Der Sohn ist zu der Zeit nicht nur älter, als der Vater es zum Zeitpunkt seines Todes war, er ist so alt, dass er der Vater seines eigenen Vaters sein könnte. Er war noch ein Kind, als der vor ihm liegende Mann eines Morgens mit den Worten, er sei am Abend wieder zurück, aus dem Haus gegangen und nie mehr heimgekommen war, und jetzt steht er selbst an der Schwelle zum Alter und schaut in ein noch jugendliches Gesicht, das sich seit damals nicht verändert hat, nur dass es das Gesicht eines Toten ist.

Der Zug hielt an der Grenze, und zwei Beamte mit Hunden schritten die Waggon ab. Sie standen danach rauchend und ohne ein Wort miteinander zu wechseln, ja, Rücken an Rücken nicht weit vor meinem Fenster, und ich schaute den paar anderen Passagieren zu, die ausgestiegen waren, um sich die Beine zu vertreten, bevor ich selbst ausstieg und mit steifen Gelenken ein paar Schritte in der schon kälteren Luft tat. Neben dem Bahnhofsgebäude war ein Polizeiauto geparkt, Fahrer- und Beifahrertür offen, auf dem Dach die leckenden Stöße des Blaulichts, die erst in der Nacht richtig ausgreifen

würden. Eine schwarze Limousine näherte sich hupend und in forscher Geschwindigkeit, und der Mann, der fast noch im Fahren aus dem Fond sprang, unter seiner pelzbesetzten Jacke Anzug- und Krawattenträger, und mit der einen Hand winkend, in der anderen eine Aktentasche auf die Gleise zulief, ließ mich denken, dass wir nur auf ihn gewartet hatten und dass er genauso, wie er gekommen war, später auf offener Strecke einen Halt erzwingen und mit seinen feinen Schühchen schnurstracks in die Wildnis laufen würde. Dann fuhren wir ein kleines Stück und hielten wieder, diesmal in einer Kurve, deren Neigungswinkel nicht zu dem langsamen Geruckel passen wollte, in dem wir darauf zugetuckert waren. Ein paar Minuten lang harrete irgend jemand auf irgendeine Freigabe oder irgendeinen Befehl, und als der Zug sich in Schritttempo wieder in Bewegung setzte, waren wir gleich darauf auf kanadischem Boden und hätten der ganzen Prozedur nach doch in ein längst untergegangenes Land in Europas dunklem Osten eingereist sein können mit einem Geruch nach Eisen, Schwefel und Harz.

Die Ankunft in Montreal verschlief ich müde vom Wein. Im Traum sah ich unser Haus und den zugefrorenen und schneeverwehten See im Winter, über den in seiner vollen Länge ein riesiger Schwan lief, der sich erst ganz am Ende mit seinem Engelsgefieder in die Lüfte erhob. Ich hatte Kopfhörer aufgesetzt und hörte die Durchsage nicht, aber als ein Schaffner mich an der Schulter berührte, stieg ich aus. Nicht nur, dass ich versäumt hatte, wie wir den St.-Lorenz-Strom

überquerten, ich musste auch noch mehrere Minuten in dem stehenden Zug gesessen sein, der sich sicher schnell geleert hatte, und war jetzt spät. Hastig suchte ich meine Sachen zusammen, Mantel, Tasche und die Umhängetasche mit dem Computer. Dann eilte ich den Bahnsteig entlang und die Rolltreppe hinauf, und auf den obersten Stufen erblickte ich bereits die Anzeigentafel mit den herunterklappernden Buchstaben. Das einzige Wort, das ich lesen konnte, war HALIFAX, ganz oben, und dann begannen auch das H, das A, das L und das I zu verrutschen und wild durcheinanderzuwirbeln, und es stand nur mehr ein sinnloses FAX da. Ich musste mich hinsetzen, und so fand mich Tim, auf dem Boden in der Bahnhofshalle sitzend und auf die über mir in Bewegung geratene schwarze Fläche starrend, auf der es keinen Ort und keine Bestimmung für mich zu geben schien, während Passanten an mir vorbeihuschten und eine junge Frau, die sich über mich gebeugt hatte, auf mich einsprach, ob ich sie hören könne, ob sie einen Krankenwagen rufen solle, und ich nur den Kopf schüttelte und in ihr sanftes Gesicht sah und mich zurückhalten musste, sie nicht zu fragen, ob sie schon etwas vorhabe, für den Rest des Nachmittags, für den Abend, für den Tag morgen und für alle Tage danach, für ihr Leben, oder ob sie mit mir nach St. John's gehen wolle, in Neufundland.